

förmige Gestalt, verbunden mit der völlig durchsichtigen Masse ihres Körpers, die nichtsdestoweniger in den schönsten Farben, karminroth, indigoblau, lichtgrün und orange gelb, zu prangen pflegt, die Aufmerksamkeit des Reisenden, wenn sie im kristallbellen Meere sich einzeln rhythmisch bewegen, oder, von der Sonne beschienen, mit spiegelnden Flächen auf dessen Wogen schwimmen. Aber ganz besonders gefesselt wird das Auge durch das Spiel dieser Geschöpfe bei Tage, oder durch den glühenden Schein, den sie bei Nacht im Strome der Wellen von sich geben. Ihr Tanz ist das Wunderbarste, was man sehen kann. Die Thiere heben sich bei ruhiger See stoßweise fortwährend mit halbem Leibe aus dem Wasser, wobei sie langsam weiter ziehen. Daß sie dies mit Willen thun, zeigt der Umstand, daß sie auch sonst Zeichen von Bewußtsein verrathen. Mit den acht kleinen Augen am Rande ihrer Scheibe erkennen sie scharf die Instrumente, mit denen man sie fangen will, weichen ihnen aus und versinken. Gelingt es dennoch, sie zu fangen, und setzt man sie in ein mit Meerwasser gefülltes Glas, so kann man die geistige Lebendigkeit, welche in diesen scheinbar blos in einer mechanischen Thätigkeit, dem Perpendikel an der Uhr vergleichbar, begriffenen Wesen wirkt, deutlich bemerken. Das Thier wird unruhig, zieht sich heftiger zusammen, wenn es gegen die Ränder und Flächen des Glases geräth, und scheint sich das hier obwaltende Hinderniß nicht erklären zu können. Endlich ist es erschöpft, es findet sich in sein hartes Schicksal, rollt seine Arme zusammen und sinkt regungslos zu Boden. Stört man es aber, so ist es gleich wieder munter, zuckt und tastet ängstlich hin und her, hält sich mitunter durch den einen seiner 4—8 Zoll langen Arme an der Wand des Glases fest, und befindet sich offenbar in einer Art Rathlosigkeit. Dauert dieser Zustand länger, so werden die Bewegungen schwächer, und nach einigen Stunden tritt der Tod ein.

Die Medusen sind übrigens keineswegs harmlose Thiere. Viele führen eigenthümliche Apparate an ihrem Körper, mittelst welcher sie während der Berührung einen heftigen Schmerz hervorbringen, der selbst nachtheilige Folgen haben kann. Dies gilt namentlich von den großen Seeblasen, welche vorzüglich zwischen den Tropen auf dem hohen Ocean schwimmen, und sich vermöge eines erhabenen Rammes wie ein Schiff vom Winde treiben lassen. Ein Schopf langer Fäden oder kurzer Röhren hängt von der untern Seite dieser Blase im Wasser herab, und dient dem Thiere als Nahrungsbehälter wie als Waffe; denn Magen und Eingeweide gehen dieser Thiergattung ab. Am Rande der größeren Bänder, welche das Thier, das nicht größer als ein Straußenei ist, bis auf 8 Fuß Länge ausdehnen kann, sitzen kleine Knötchen, worin die sogenannten Nesselorgane sich befinden. Bei der Berührung treten daraus kleine Fäden gleich Schimmelgebilden hervor und krallen sich mit den Haken, in die sie enden, an alle Gegenstände so fest, daß es oft nicht möglich ist, die Blase ohne Zerreißung ihrer Bänder loszumachen. Läßt man sie sich damit an die Haut kommen, so bewirken sie einen brennenden Schmerz, der von der Hand bis zur Achselhöhle hinaufgeht, und sich erst nach Stunden wieder verliert. Durch diese Nesselorgane tödten die übrigens gallertweichen Geschöpfe ihre Beute, die in Fischen besteht, und saugen sie dann langsam aus. Die Beobachtung